

Manfred Mixner  
Tote Musik  
und andere Erzählungen

Manfred Mixner  
**Tote Musik**  
und andere  
Erzählungen



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2015

literatur nr. 54

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Rudi Ferder

Autorenfoto: Paavi Mäle

ISBN 978-3-902901-78-1



→ Kultur, Europa,  
Außenbeziehungen



Gedruckt nach der Richtlinie des  
Österreichischen Umweltzeichens  
„Druckerzeugnisse“,  
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



## INHALT

Vorwort . . . . .	7
Hannas Liebhaber . . . . .	9
Oswalds Bilder . . . . .	31
Die Verwünschung . . . . .	50
Ludwigs Ende . . . . .	68
Tote Musik . . . . .	90
Roberts Geschichten . . . . .	108
Die Affären meiner Cousine Adelheid . . . . .	135
Nachweise . . . . .	165

## TOTE MUSIK

»Daher wissen wir, wenn uns solche Bewegungen aus früherem Wahrnehmen in der Seele entstehen, auch manchmal nicht, ob es gemäß der früheren Wahrnehmung geschieht, und zweifeln, ob es sich um Gedächtnis handelt oder nicht. Dann kommt es vor, dass wir denken und uns erinnern, wir hätten etwas früher gehört oder gesehen; das aber passiert, wenn man während der Betrachtung als es selbst überwechselt und es betrachtet als von anderem.«

*Aristoteles, parva naturalia*

1

Das erste Mal traf ich Theo vor vier Jahren an einem warmen Maimorgen im Stadtpark. Er saß nahe einem kleinen von Marmorstatuen umgebenen Teich auf der Wiese, im Schatten einer Gruppe mächtiger Ulmen. Ich wollte zur Landesbibliothek, spazierte auf dem von alten Kastanienbäumen gesäumten, etwas erhöhten Kiesweg quer durch den Park, blieb stehen, schaute hinüber zu ihm. Theo hatte die Arme hinter sich aufgestützt, schaute in die Sonne. Er hatte ungewöhnlich große schwarzgoldene Kopfhörer aufgesetzt. Neben ihm stand auf einem Metallkoffer ein aufgeklappter Laptop. Ich hatte es nicht eilig. Interessierte mich der bullige Mann mit kurzgeschorenen Haaren oder war ich einfach nur neugierig, ich weiß es nicht mehr. Ich ging auf ihn zu.

Theo nahm seine Kopfhörer ab, sah mich, die Augen zusammenkneifend, erstaunt an. Vor ihm lag im Gras ein

alter zusammengeklappter Notenständer aus Messing auf einer Klavierpartitur. Ich war plötzlich ratlos. Der ferne Stadtlärm, das Rauschen der Bäume und das Zwitschern der Vögel legten sich über meine Gedanken. In meinen Ohren setzte ein feines Sirren ein. Ich schüttelte den Kopf, öffnete den Mund, hielt den Atem an. Theo beugte sich vor, tippte auf eine Taste des Laptops, legte den Kopf schief. Sein rotfleckiges Gesicht wirkte geschwollen. Von unten her sah er mich an. Unwillkürlich musste ich gähnen, es knisterte in meinen Ohren.

»Was haben Sie gehört?«, fragte ich verlegen.

»Tote Musik«, sagte er feierlich, stand auf. Er hielt mir die Kopfhörer hin, beugte sich zum Laptop und tippete etwas ein. Ich schob mir die dick gepolsterten Kopfhörer über die Ohren. Die Geräusche der Umgebung waren abgeschirmt, ich hörte nichts mehr. Theo sah mir gespannt in die Augen. Als wolle er mir drohen, dachte ich. Er drehte den Laptop zu mir hin. Ich sah in der Mitte des fast zur Gänze weißen Bildschirms eine waagrechte Linie, beugte mich hinunter. Ein feiner senkrechter Faden schob sich langsam von links nach rechts, und als er den rechten Rand erreichte, schien das Bild zu springen, der Strich begann wieder von der linken Seite über die weiße Fläche zu wandern. Theo zeigte mit dem Finger auf die waagrechte Linie, die jedes Mal, wenn er auf eine Taste tippte, näherzukommen schien. Schließlich sah ich, dass diese Linie aus senkrechten dicken schwarzen Streifen bestand, die sich, als er mehrmals weiter auf dieselbe Taste drückte, in eine feine wellige Linie verwandelten. Ich hörte immer noch nichts, nahm schließlich die Kopfhörer ab.

»Wenn Sie einen Augenblick warten, erkläre ich es Ihnen«, verkündete Theo.

Er klappte den Laptop zu, legte ihn mit dem Notenständer, den Noten und den Kopfhörern in den mit dunkelgrauem Schaumstoff ausgepolsterten Metallkoffer.

»Ich begleite Sie ein Stück«, sagte Theo. Wir gingen schweigend schräg hinauf zum Kiesweg und dann diesen entlang. Plötzlich blieb er stehen. »Haben Sie über das, was Sie da gehört, oder vielmehr nicht gehört, sondern gesehen haben, nachgedacht?« Ich war nur einen Schritt weitergegangen, drehte mich zu ihm um. Ohne auf meine Ratlosigkeit zu achten, redete er weiter: »Alles, was wir hören, ist die Folge eines Geschehens, einer Bewegung, einer Handlung, eines Ereignisses. Instrumentalmusik, Vokalmusik, elektronische Musik, jeder weiß, wie man das macht. Alles, was man hört, muss verklingen, wenn die Bewegung, die den Klang auslöst, aufhört. Die Schallenergie verbraucht sich, geht aber nicht verloren. Die Luft bewegt sich weiter. Also ist immer irgendetwas zu hören. Wo die Luft endet, verschwindet jeder Klang, er stirbt ab.« Theo fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. »Für mich ist ein so komplexes Schallereignis wie Musik ein beseeltes Klanggebilde. Was ich Ihnen dort unten vorgeführt habe, ist die Seele einer verklungenen Musik, es ist tote Musik. Ich war vor ein paar Tagen bei einem Gospelchorkonzert im Dom. Ich hatte den Pfarrer gebeten, danach Tonaufnahmen im Kirchenraum machen zu dürfen. Ich erklärte ihm, dass eine Stunde nach einem solchen Konzert die Moleküle der Luft im Raum immer noch Reste der Schallenergie der Gesänge enthalten, und das merke man dem Rauschen

der Luft an. Er hat mich zweifelnd angesehen, hat mir aber erlaubt, nach dem Konzert in der Kirche zu bleiben. Ich habe Ihnen gerade dieses Rauschen vorgespielt. Die Luft und das Gemäuer haben alle seelische Energie der Gesänge gespeichert, der Raumbkörper enthält gleichsam die Kristallstruktur der erloschenen Schallenergie. Diese Art von toter Musik gibt mir Kraft, macht den Kopf frei für die Gedanken über alles Leben, es ist Musik vom Werden und Vergehen des Lebens.«

»Kann man das wirklich hören?«, fragte ich.

»Nein, natürlich nicht«, erklärte Theo, »aber gehen Sie einmal kurz nach der Aufführung von symphonischer Musik im Konzertsaal hin und her. Tote Musik spürt man, mit allen Sinnen. Die Wände und der Staub und alle Gegenstände im Raum vibrieren noch, sie erinnern sich an die Musik, die Ausdünstungen des Publikums, das in und mit der Musik geatmet hat ... die Luft riecht und schmeckt nach der abgestorbenen Musik. Meine unmittelbar nach Konzerten gemachten Aufnahmen sind frisch abgenommene Totenmasken der dort aufgeführten Musik.«

Theo packte mich am Unterarm. Seine linke Gesichtshälfte zuckte. »Einmal war ich in der Ausstellung eines sonderbaren Künstlers. Er präsentierte dem überaus zahlreich erschienenen Publikum keine Kunstwerke, sondern nur irgendwelche Hinweise auf Kunstwerke, Gegenstände, die mit der Herstellung von Bildkunstwerken in Zusammenhang gebracht wurden, Zettelchen mit genauen Angaben zu den nicht vorhandenen Malereien, Sätze aus imaginären Kritiken, Sockel, auf denen nur Staub lag, keine Skulptu-

ren. An den altweißen Wänden sah man helle rechteckige Flächen, als seien dort Bilder gehangen. Seine Kunstwerke gaben Zeugnis von verschwundener, erloschener, vernichteter, abgestorbener Kunst. Alles, was er als sein Schaffen vorwies, waren Reste, Überbleibsel, Leerstellen, Abwesenheit.«

Theo hatte sich wieder beruhigt. Ein Schauer lief über seinen Rücken. Wir gingen weiter. Ich fragte ihn: »Was sind Sie von Beruf?«

»Ich bin Musikwissenschaftler und Mathematiker, Schriftsteller und Physiker. Ich erforsche das, was nichts und doch nicht nichts ist«, sagte er, »seit Jahren schon. Ich bin Ingenieur, habe Schwachstromtechnik studiert. Ich habe nach meinem Diplom als wissenschaftlicher Assistent in der Technischen Versuchsanstalt an der Entwicklung eines Frequenzanalysators gearbeitet, im Team mit drei älteren Kollegen. Das Gerät, das wir bauten, kann Stimmen identifizieren, Klänge von Instrumenten, Geräusche, Vogelgesänge. Man kann damit alle Arten von akustischen Ereignissen untersuchen, Raumklänge bestimmen. Man kann aus ganz monoton erscheinendem Rauschen darin möglicherweise enthaltene verborgene Informationen herausfiltern, indem man Phasen isoliert, einzelne Schwingungen verdoppelt, also kopiert, bei der Kopie die Phase umdreht und Kopie und Original gleichzeitig abspielt. Die Schallwelle ist damit ausgelöscht, reglos, tot. Man kann das mit Teilen des Klangmaterials machen, aber auch mit der gesamten Aufnahme.«

Theo blieb an einer der rot gestrichenen Parkbänke stehen, stellte seinen Koffer auf die Bank, setzte sich. Sein

Gesicht begann wieder zu zucken. »Ich merke schon, Sie verstehen nichts von den technischen Wissenschaften. Aber es interessiert Sie. Oder? Setzen Sie sich.«

Ich wollte ihn loswerden, wusste aber nicht recht, wie ich ihm entkommen könnte, blieb unentschlossen vor ihm stehen. »Ich bin Lehrer«, sagte ich, »unterrichte Deutsch und Geschichte.«

Er lachte. »Vor zwei Jahren wurde ich entlassen. Wegen meiner Wahrnehmungsstörungen, hieß es. Ich wurde für berufsunfähig erklärt, ganz rasch ging das.« Sein Kopf und Hals waren rot angelaufen. Sein breiter muskulöser Oberkörper bewegte sich vor und zurück. »Wissen Sie, was Wahrnehmungsstörungen sind«, rief er. »Wahrnehmungsstörungen sind Vorstufen von Wahnerleben.« Theo erstarrte, stierte vor sich hin, schüttelte plötzlich den Kopf. »Gehen Sie«, befahl er, »Sie wollen mir ja gar nicht zuhören.«

Ich wollte ihm etwas Freundliches sagen, lächelte verlegen.

Er sah zu mir hoch. »Haben Sie einen Zettel und etwas zum Schreiben?«

Ich zog mein kleines Notizbuch mit dem in einer Schlaufe steckenden Bleistift aus der Jacke, hielt es ihm hin. Er blätterte darin, bis er eine freie Seite fand. Er schrieb seinen Vornamen THEO hinein, daneben eine Telefonnummer, und in Klammern »Tote Musik«, mit zwei Ruf- und einem Fragezeichen dazwischen.

»Rufen Sie mich an, wenn Sie mehr über meine Arbeit wissen wollen«, sagte er. Ich drehte mich nicht mehr nach ihm um, machte, bevor ich den Stadtpark verließ, noch einen kleinen Umweg, ging auf einem über die Wiese führenden schmalen Pfad zu einigen dicht nebeneinanderstehenden Eiben, in denen, das fiel mir plötzlich ein, sich eine kleine Idylle verbirgt. Das am Boden sitzende Mädchen, das ein kleines Reh auf den Knien hält, entdeckt man nur, wenn man zwischen drei der Bäume hindurchtritt. Ich hatte als Kind, wenn ich im Park mit meinem Tretroller herumfuhr, diesen Platz oft aufgesucht. Damals waren die Bäume noch nicht so hoch gewesen und durch die Zweige hatte der weiße Stein geschimmert. Was mich als Kind an diesem Standbild interessiert hatte, war nicht das Mädchen, war nicht das Reh, sondern die Tatsache, dass in dem bronzenen Krug, den das Mädchen neben sich liegen hatte, immer ein wenig Wasser war. Als ich jetzt die Eibenäste zur Seite bog, schienen mir das Mädchen und das Reh viel kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte, der Stein war grau, abgewittert, mit Moosflecken bedeckt, und weit und breit fand sich kein Krug, in dem sich Regenwasser hätte sammeln können.

## 2

Theo wohnte in der Geschäftsstraße, die vom Zentrum zum Bahnhof führt, in einem der Eckhäuser an einer stark frequentierten Straßenkreuzung. Seine Wohnung lag genau über einem altmodischen Café. Ich bin zweimal am Hausingang vorbeigegangen, der in einer Nische zwischen den

Schaufenstern eines Tabakladens und einer Boutique für Damenunterwäsche versteckt war. Fast zwei Monate waren seit unserer ersten Begegnung vergangen. Es regnete. Ich war tags zuvor bei der Suche nach einem Buchtitel, den ich mir vor einiger Zeit in mein Notizbuch geschrieben hatte, auf Theos Eintrag gestoßen. Ich erinnerte mich an die Szene im Park, unter den Ulmen, konnte mir aber nur mehr ein sehr vages Bild von Theos verschwollenen Gesichtszügen machen, hatte nur seine Stimme im Gedächtnis und seine Sprechweise, das kehlige, hastige Herauspressen seiner Sätze. Ich habe ihn, ohne zu zögern, angerufen, musste es lange läuten lassen. Eine Mädchenstimme meldete sich, erst die Telefonnummer und nach einem Räuspern »Ja bitte?« sagend. Ich fragte, ob Theo zu Hause sei, ob ich ihn sprechen könne. Sie erwiderte nichts. Ich hörte Schritte. Theos Stimme fragte unvermittelt, wer ich sei. Erst als ich ihm schilderte, wo und wie er seine Telefonnummer in mein Notizbuch geschrieben hatte, erinnerte er sich an mich und teilte mir seine Adresse mit.

Am Ende des finsternen Ganges, in den ich in der ersten Etage nach links abbiegen musste, drang aus einer halb offenstehenden Tür Licht. Ich klopfte, bevor ich eintrat. Theo stand am anderen Ende des unangenehm hellen Vorzimmers. Sein blasses Gesicht schien mir aufgedunsen. Er hatte sich die Haare abrasiert, auch die Augenbrauen. Die Ohren standen ab, seine Lippen glänzten, als wären sie geschminkt. Drei Leuchtstoffröhren hingen von der Decke, surrten. Ohne mich zu begrüßen, forderte er mich auf, die Schuhe auszuziehen. Von der rechten Seite des lang gestreckten Raumes gingen zwei Türen weg, links nur eine, alle waren geschlossen. Die Tür hinter Theos Rücken stand

weit offen. Auf dem Boden des Vorraums standen überall Schuhe, dazwischen lagen Socken, ein Hut, ein Schal, von einem der vielen in die Wände geschraubten Kleiderhaken war ein schwarzer Mantel gerutscht. Unter einem Spiegel zwischen den Türen an der rechten Wand stand ein Nachtkästchen. An den Haken hingen Mäntel, Jacken, Hosen, Hemden, Unterwäsche. Zurücktretend forderte mich Theo mit einer weit ausholenden Handbewegung auf, ihm in das Zimmer zu folgen. Auch hier grelles Neonlicht. Keine Möbel, nur überall elektronische Geräte. Zwischen alten Plattenspielern, CD-Playern, Lautsprechern, Radio- und Fernsehapparaten, mehreren Computern, Laptops, Druckern, Telefonen, Fax- und Kopiergeräten, Fotoapparaten, Stativen, Notenständern, Scheinwerfern und Halogenleuchtkörpern ein Werkzeugkoffer, Bohrer, Kabelrollen, Autobatterien, Akkus, Lötkolben, ein Mikrowellenherd, Kladden, Aktenordner, Bücher. Alle Wandflächen waren mit Pinntafeln bedeckt, büschelweise hingen daran Notizzettel, Zeitungsausschnitte, Fotos, aus Zeitschriften und offenbar auch aus Büchern herausgerissene Seiten. Ein schmaler Pfad führte zu einer Holzkiste, auf die zu setzen mich Theo, der neben mir durch das Chaos balancierte, wieder mit einer theatralischen Handbewegung einlud. Ich setzte mich auf die Kiste, Theo ließ sich mir gegenüber auf einem alten Fernsehapparat nieder.

»Haben Sie nachgedacht über das, was ich Ihnen im Stadtpark demonstriert und erklärt habe?«, fragte Theo. Er hatte die Hände über dem rechten Knie, das er im Sekundenrhythmus auf und ab bewegte, ineinander verschränkt. Sein Oberkörper wirkte dadurch verdreht. »Nein, natürlich nicht«, fügte er gleich hinzu. »Einen ver-

nünftigen Sprach- und Geschichtslehrer hat das Nirwana nicht zu interessieren. Und von Musik scheinen Sie auch nichts zu verstehen.«

Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Theo stand auf, zog eine Art Fernbedienung aus der Hosentasche, hielt sie in beiden Händen und drückte die Daumen abwechselnd auf zwei oder mehrere Knöpfe. Er legte die Fernbedienung auf einen Rechner neben sich, lauschte, sah an mir vorbei ins Leere. Langsam hob er die Hände, streckte sie mit angewinkelten Armen zur Seite und drehte die Handinnenflächen wie flache Schalen nach oben, sah mir plötzlich herausfordernd, wie drohend, dachte ich wieder, in die Augen. Er ließ die Arme sinken, hob die Fernbedienung auf und drückte auf einige Knöpfe.

»Mit Ihnen geht das nicht«, stellte er fest, »Sie hören nichts, weil sie nichts hören wollen.«

»Was sollte ich denn hören wollen?«

»Warum verstehen Sie das nicht? Caspar David Friedrichs Figuren haben dem Publikum den Rücken zugekehrt, wie die Dirigenten! Sie müssen lernen, sich selbst von hinten zu sehen. Sie müssen lernen sich Musik vorzustellen. Sie in Gedanken wahrzunehmen, so lange, bis Sie in ihr verschwinden.« Bewegunglos stand er vor mir, sah über mich hinweg. Nach einer Weile verließ er das Zimmer. Ich hörte, wie er eine Tür zuschlug und eine andere aufriss.

Ich wartete eine Weile, dann ging ich zurück in den Vorraum. Die Küchentür stand offen. Alle Schränke, Tisch



und Stühle, ein paar Schüsseln und Küchengeräte waren mit Tüchern abgedeckt.

»Sie sollten jetzt gehen«, sagte Theo. Er hatte eine Malerrolle in der Hand, weiße Farbe tropfte auf das Zeitungspapier, das auf dem Boden ausgelegt war. Er lächelte, nicht freundlich, nicht verlegen. Er wies mit der Rolle auf eine Bierkiste, auf der ein brauner, dicker Umschlag lag.

»Ich habe eine Sprachklangsymphonie geschrieben, die Partitur eines universalen Klangkunstwerks«, erklärte er. »Ich habe Ihnen eine Kopie davon gemacht. Wenn Sie sie gelesen haben, rufen Sie mich wieder an.« Er sah mir in die Augen. »Ich bin nicht verrückt. Der Symphonieroman, Sie werden sehen, ist großartig. Aber er ist schwer zu lesen.«

Ich nahm den Umschlag, zog ein paar Seiten heraus. Ich sah auf den ersten Blick, dass das Manuskript unleserlich war. Es waren mehrere Texte übereinandergetippt oder -gedruckt. Dazwischen Handgeschriebenes, mir unbekanntes Schriftzeichen, die meisten durchgestrichen, schraffierte Flächen. An den Rändern Zeichnungen, Linien, ausgemalte geometrische Figuren, Kleckse, Kritzeleien, einige sahen aus wie Fragmente von Musiknoten. An einigen wenigen Stellen der Übersreibungen konnte man ein oder zwei Buchstaben erkennen, das meiste aber war ein undurchdringliches Geflecht. Theo lachte.

»Sie sind doch Kultur- oder Literaturprofessor. Jetzt können Sie beweisen, dass Sie etwas von Kunst verstehen.«

Auf die Titelseite hatte Theo mit einem dicken roten Filzstift seine Telefonnummer geschrieben. Ich zwängte

die Blätter wieder zurück in den Umschlag, steckte ihn mir unter den Arm. Ich versprach, die Sprachklangpartitur zu lesen, es zumindest zu versuchen. Theo beachtete mich nicht mehr, tauchte die Rolle in eine mit weißer Farbe gefüllte Wanne, schob sie vor und zurück, nahm sie hoch. Er presste die Rolle an den Wandstreifen neben dem Fenster und fuhr damit in gleichmäßigen Bewegungen auf und ab. Ich fand meine Schuhe nicht gleich.

### 3

Die Schule hatte gerade wieder begonnen, und zudem bereitete ich mich auf einen Lehrauftrag an der Universität vor. Ich hatte keine Zeit, mich mit dem seltsamen Partiturgebilde eingehend zu beschäftigen, hatte mir gleich nach dem Besuch bei Theo nur ein paar Seiten angesehen. Wie gesagt, es gab da nichts zu lesen. Ich fand keinen Zugang zu diesem Werk. Den dicken braunen Umschlag hatte ich auf die Bücher im untersten Fach meines Bücherregals gelegt und vergessen. Erst im darauffolgenden Frühjahr fiel er mir wieder in die Hände. Wieder versuchte ich vergeblich die Zeichen und Übersreibungen zu entschlüsseln, wurde ärgerlich, schob den Papierstoß zurück in den Umschlag. Ich zögerte kurz, als ich Theos Telefonnummer sah, hatte dann aber doch keine Lust ihn anzurufen.

In der Pause eines Orchesterkonzertes, zu dessen Besuch mich mein alter Vater überredet hatte, kam ich mit dem Musikredakteur der lokalen Rundfunkanstalt, den ich während meines Studiums kennengelernt hatte, ins Gespräch.

Er war in Begleitung seiner Lebensgefährtin, die im städtischen Gesundheitsamt arbeitete. Beide waren schlank und groß gewachsen, hatten dunkle Haare, sahen wie Geschwister aus. Auf meine Frage, wie es ihm denn mit den Musikschaffenden des Landes gehe, erzählte er unter anderem, dass er fast täglich von einem irren Komponisten Drohbriefe bekomme, weil er es abgelehnt habe, sich mit dessen verrückten Theorien und Partituren zu beschäftigen. Ich ahnte gleich, von wem er sprach, kam aber nicht mehr dazu, von meiner Begegnung mit Theo zu berichten, denn wir mussten wieder auf unsere Plätze. Am Ende des Konzerts fiel mir Theos Theorie der Toten Musik ein. Ich war einer der Letzten, die den Konzertsaal verließen. Ein Sirren hatte ich im Ohr, als suchte mein Gehör mir einen Nachklang der Musik vorzutauschen. Aber vielleicht war das auch nur eine mechanische Reaktion des Ohres auf das laute Beifallgeklatsche.

Zu viert gingen wir nach der Veranstaltung in ein Kaffeehaus am Rande des Stadtparks. Mein Vater war müde, sann, das war nach dem Hören von Musik seine Gewohnheit, den Klängen nach, beteiligte sich nicht an unserem Gespräch, registrierte aber, das merkte man an seinem Gesichtsausdruck und an seinen Augenbewegungen, worüber wir redeten. Der Musikredakteur erzählte, dass er bis jetzt drei Mal von dem irren Komponisten heimgesucht worden sei. Bei seinem ersten Besuch im Büro des Musikredakteurs habe der Mann ihm einen Vortrag über seine Theorie einer Homöologie der Musik gehalten und dann verlangt, dass er, der Musikredakteur, sofort mit ihm in eines der Studios gehen und diesen Vortrag aufnehmen oder besser noch: live übertragen solle. Als dieser das abge-

lehnt und erklärt habe, das sei unmöglich und er müsse jetzt zu einer Redaktionssitzung, habe der Komponist ihn aufs Gröblichste beschimpft. Es werde dem Musikredakteur noch leidtun, dass er diese Chance, der Erste gewesen zu sein, der seine bahnbrechenden Erkenntnisse veröffentliche, vertan habe.

Bei seinem zweiten Besuch im Funkhaus habe der Komponist, er heiße übrigens Theo Markowitsch, der Name sei ihm jetzt wieder eingefallen, sagte der Musikredakteur, eine Partitur abgeliefert. Er gebe, habe Theo erklärt, ihm, dem Musikredakteur, noch eine letzte Chance, von der Nachwelt als sein Entdecker gefeiert zu werden. Die Sprachklangsymphonie sei innerhalb eines Monats aufzunehmen, er habe bereits Sänger und Instrumentalisten engagiert, ein mehr als hundertköpfiges Ensemble, allesamt Laien, das entlaste das Budget der Rundfunkanstalt. Er wolle selbst dirigieren, er brauche für eine Woche das große Veranstaltungsstudio.

Der Musikredakteur lachte kurz auf, schüttelte den Kopf. »Zwei Monate später ist Theo Markowitsch in Begleitung einer jungen Frau aufgetaucht, die er als seine Rechtsanwältin vorstellte. Sie hat den Kaffee, den ich angeboten habe, abgelehnt, mir ohne lange Einleitung einen Vertragsentwurf für die Produktion des großen Klangkunstwerks auf den Schreibtisch gelegt. Sie war sehr ärgerlich, als ich, ohne den Vertragstext auch nur anzusehen, sagte, dass wir nicht daran dächten, uns auf eine solche Produktion einzulassen. Theo stand völlig apathisch neben ihr. Das werde noch unangenehme Folgen für mich haben, denn der Rundfunk müsse Theo die Kosten für die Produktionsvorbereitungen bezahlen,

ich hätte ihm angeblich bei seinem letzten Besuch in der Redaktion große Hoffnungen gemacht. Sie hat Theo am Arm aus meinem Büro gezerrt, hat die Tür großlos hinter sich zugeschlagen. Ich habe mir am Tag darauf den Vertragsentwurf durchgelesen. Er enthielt völlig irrationale Abschnitte. Der Rundfunk sei, so hieß es zum Beispiel gegen Ende des Textes, verpflichtet, mit allen rechtlichen Mitteln gegen Kritiken, die den Intentionen des Werkes widersprüchen, vorzugehen. Ich habe die sogenannte Partitur und den Vertrag weggeworfen.«

Die Lebensgefährtin des Musikredakteurs hatte mich während der Erzählung ihres Mannes unverwandt angesehen. »Du kennst diesen Verrückten auch?«, fragte sie.

Ich nickte, erzählte von meiner Begegnung mit ihm im Park und vom Besuch bei ihm zu Hause. »Damals, als ich ihn angerufen habe, um nach seiner Adresse zu fragen, war eine junge Frau am Telefon«, erzählte ich. »Das war wahrscheinlich dieselbe, die bei dir in der Redaktion aufgetaucht ist.«

Die Lebensgefährtin des Musikredakteurs lächelte. »Ihr seid ungerecht. Der Mann ist von seiner künstlerischen Idee so besessen, dass sein Wirklichkeitssinn durcheinandergeraten ist. Seine Frau oder Freundin hat versucht, ihm zu helfen, ihn zu unterstützen.«

»Theos Wahrnehmungsstörungen sind in Wahnerleben übergegangen«, erklärte ich, »und dass das so kommen musste, hat er, als er noch Boden unter den Füßen hatte, vorausgesehen.«

Mein Vater räusperte sich. Er habe, sagte er, vor ein paar Wochen in der Zeitung auf der Kulturseite einen kurzen kritischen Bericht über eine Autorenlesung von Theo Markowitsch gelesen. Der Rezensent sei ratlos gewesen, denn die Lautfolgen, die der Autor wie in einem Delirium mal flüsternd, mal schreiend von sich gegeben haben soll, hätten keinen Sinn ergeben. Das sei keine Lautpoesie gewesen, habe der Kritiker gemeint, der Autor hätte, Kunst mit Psychopathologie verwechselnd, einen Anfall von Aphasie simuliert.«

4

Im vergangenen Herbst sprach mich in demselben Kaffeehaus, das fast genau ein Jahr zuvor mein Vater und ich mit dem Musikredakteur und dessen Lebensgefährtin nach dem Konzertbesuch aufgesucht hatten, eine junge Frau an. Es war früher Nachmittag, das orangegelbe Kastanienlaub leuchtete. Ich saß an einem Tisch neben dem großen Panoramafenster, durch das ich die Passanten beobachten konnte, trank einen Espresso und versuchte noch einmal das Manuskript eines kleinen Vortrags über Leserziehung durchzulesen, den ich am Abend auf Einladung des Schriftstellervereins in der Landesbibliothek halten sollte. Die schwarzhaarige zierlich Frau war verlegen, bekam, als sie sich entschuldigte, dass sie mich bei meiner Lektüre unterbreche, rote Flecken am Hals. Ich bat sie, sich zu setzen. Sie war, das hatte ich nicht bemerkt, im Inneren des Lokals gesessen und holte sich nun von dort ihre Jacke, ein Halstuch und die Kaffeetasse. Als sie sich mir gegenüber hin-

setzte, wirkte sie ruhiger, gefasster. Sie habe mich ein einziges Mal gesehen, vor zwei Jahren müsse das gewesen sein, in der Wohnung von Theo Markowitsch. Sie habe hinter einer nur angelehnten Tür gestanden und unser Gespräch verfolgt und sie wisse, dass ich die Kopie eines der Werke von Theo mitgenommen habe. Ob ich es aufbewahrt oder einfach weggeworfen habe, wollte sie wissen. Ich dachte kurz nach. Der braune Umschlag lag immer noch ganz unten im Bücherregal.

»Ich weiß«, sagte ich, »ich hätte Theo längst anrufen müssen. Aber ich weiß immer noch nicht, was ich von dieser Arbeit halten soll. Lesen kann man da ja nichts, es sind keine Noten, es ist keine Schrift, auch keine Grafik.«

Sie sah mir in die Augen, ohne Vorwurf, ohne Frage.

»Warum fragen Sie nach dieser sonderbaren Manuskriptpartitur? Wollen Sie, dass ich sie Theo zurückgebe?«

Theo sei zurzeit in der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie, teilte sie mir mit. Er habe alle seine Aufzeichnungen, Texte, Grafiken, Partituren, alles, was er in den vergangenen zehn Jahren zu Papier gebracht hatte, zerrissen, wegwerfen, verbrannt. Alle Tonträger mit seinen Aufnahmen habe er vernichtet. Nichts sei übrig geblieben. Alles, was er an Redaktionen, Verlage, Rundfunkanstalten geschickt und von denen nicht zurückbekommen hatte, habe er zurückverlangt und zerstört. Und er habe sich mehrfach vergewissert, dass nirgendwo etwas von seinen Werken aufbewahrt worden ist. Nur meinen Namen und meine Adresse habe er nicht ausfindig machen können. Am Flohmarkt habe

er fast all seine technischen Geräte verkauft. Nach einem völligen Zusammenbruch, der mit einem katatonen Anfall endete, sei Theo einen Tag lang gänzlich unansprechbar im Bett gelegen und dann wortlos ins Krankenhaus gegangen, im Schlafanzug, sie habe ihn nicht daran hindern können, sagte sie. Wenn ich die Kopie nicht weggeworfen habe, sei sie das Einzige, was von Theos Kunst übrig geblieben sei.

So selbstverständlich, sachlich bestimmt und ohne ein Gefühl zu zeigen sprach die junge Frau – auf seltsame Weise unausweichlich. Ich war benommen, nahm nichts anderes wahr als ihren Bericht und ihre Gesichtszüge.

»Behalten Sie die Kopie«, sagte die junge Frau. »Wenn Sie, was sehr unwahrscheinlich ist, wieder mit Theo in Kontakt kommen, sagen Sie ihm bitte nicht, dass sie den braunen Umschlag aufbewahrt haben. Und erzählen Sie nichts von unserer Begegnung.« Sie stand auf, legte sich ein graues Tuch um den Hals und schlüpfte in die dunkelrote Jacke. Sie zahlte an der Theke, winkte mir beim Hinausgehen noch einmal zu, ohne zu lächeln, nicht unfreundlich.

Ich ging durch den menschenleeren Stadtpark nach Hause, vorbei an den Marmorstatuen am Rande des kleinen Teichs. In der Wiese lagen bereits die Holzverschalungen, mit denen jedes Jahr in den Wintermonaten die Skulpturen zum Schutz vor Schnee und Eis verpackt wurden. Ein Schwan stand neben dem Kiesweg.



Manfred Mixner, geb.1947 in Graz, lebt in Südschweden. 1970/71 Kulturredakteur der Grazer NEUEN ZEIT, 1972 Mitarbeit am Grazer Schauspielhaus, 1973-79 freier Journalist, 1979-83 Abteilungsleiter für Literatur und Hörspiel im ORF Graz, 1984-86 Abteilungsleiter für Ö1-Radioliteratur in Wien, 1987-2002 Leiter der Abteilung Hörspiel und Radiokunst am Sender Freies Berlin. Lehrtätigkeit in Salzburg, Klagenfurt, Berlin und Jena. Seit 2002 im Ruhestand, schreibt Essays, Erzählungen und Romane.

Manfred Mixner in der edition keiper



## **Verstrickt in Geschichten**

Versuche, Reden, Miszellen

170 Seiten, broschiert  
ISBN 978-3-9503343-0-2  
EUR 16,50 (A) | 16,05 (D)  
edition keiper 2012

## **Der Ziegenkopf**

Kriminalroman

216 Seiten, gebunden  
ISBN 978-3-902901-24-8  
EUR 18,70 (A) | 18,19 (D)  
edition keiper 2013



## **Reise nach Abydos**

Roman

180 Seiten, broschiert  
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)  
ISBN 978-3-902901-52-1  
edition keiper 2014